Die Stimme der Völker über den Krieg.[1]

Von Jane Addams.

Es ist schwierig, seine Eindrücke wiederzugeben, wenn man mit solch echter Begeisterung und glühendem Patriotismus in Berührung gekommen ist, wie ihn Europa jetzt zeigt. Man fürchtet sich, zu verallgemeinern. Die Lage ist so verworren, es werden so viele tolle und schaurige Dinge darüber gesagt, daß man ängstlich ist, auch nur ein Wort beizufügen, das sich nicht auf eigene Eindrücke und sorgfältig geprüfte Erfahrung stützt. Denn man möchte um alles in der Welt auch nicht das Geringste zu dieser überwältigenden Verwirrung hinzutun. Und man kann nicht aus diesen kriegführenden Ländern zurückkommen — wenigstens kann ich das nicht — mit dem Wunsche, noch größere Erregung in die Welt hineinzubringen. Man hat das Gefühl, daß vor allen Dingen ein zartes Verständnis notwendig wäre, ein menschliches Empfinden, in dieser überhitzten Lage, über die schon zu viel Worte verloren worden sind, und durch die ein so großer Teil der Welt in furchtbare Verwirrung und Blutvergießen geraten ist. Man fürchtet sich vor großen Worten; man weiß nicht, wohin die Leute, zu denen man spricht, durch Worte geführt werden. Worte scheinen so eine erschreckende Bedeutsamkeit gewonnen zu haben; es ist, als ob sie Macht über Leben und Tod hätten. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das, was uns in erster Linie auffiel war, daß überall die gleichen Ursachen und Gründe für den Krieg angeführt wurden. Jede krieg-

---

[1]) Folgende Ausführungen sind einem Bericht entnommen, welcher in einer amerikanischen Zeitung („The Survey") erschienen ist und welchen die Leiterin des Friedenskongresses der Frauen im Haag über die Erfahrungen abgegeben hat, die sie auf ihrer Missionsreise zu den verschiedenen Völkern gemacht hat. Es wurden von jenem Kongreß zwei Gruppen von Frauen ausgesendet, die die Beschlüsse des Kongresses an die Mächtigen der Erde ausrichten sollten. Die einen sollten die skandinavischen Länder, dazu Rußland und Amerika, die andern England, Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich und Belgien (d. h. seine Regierung in Havre) besuchen. Zu der zweiten Gruppe gehörte die Verfasserin des Berichtes, die durch ihr großartiges soziales Wirken ausgezeichnete Leiterin des Hull-Settlement in Chicago.

führende Nation erklärte feierlich, daß sie unter dem Zwang der Selbstverteidigung kämpfe. Jede der kriegführenden Nationen meint, sie müsse für die Erhaltung ihrer Eigenart und ihrer Ideale kämpfen gegen jene, die ins Land einbrechen und diese heiligen Güter und Ideale stören und zerstören wollen. In jeder Sprache hörten wir die gleichen Redewendungen. Da wir so rasch von einem Lande zum anderen kamen, wußte ich beinahe zum voraus, was ich zu erwarten hatte und welche Redewendungen jetzt daran kommen würden, wenn ein auswärtiger Minister zu sprechen begonnen hatte.

Des weiteren war sehr auffallend, wie tatsächlich in allen Ministerien des Auswärtigen die Herren uns — auch wieder in ganz ähnlichen Redewendungen — sagten, daß eine kriegführende Nation nicht Verhandlungen anregen könne, und daß eine solche nicht einmal die Bereitwilligkeit ausdrücken dürfe, Unterhandlungsvorschläge entgegenzunehmen; denn wenn sie das eine oder andere tue, werde der Feind es sofort als ein Zeichen von Schwäche auffassen; und wenn die Friedensbedingungen aufgestellt würden, müßte die Seite, die zuerst die Unterhandlungen angeregt habe, darunter leiden, weil man sie als die schwächere und als die, welche um Frieden gebeten, ansehen werde.

Aber in all diesen Ministerien sagten sie, daß wenn irgend eine andere Macht Vorschläge machen würde, wenn angesehene Neutrale, wenn ein kleiner Kreis sich der Mühe unterziehen wollte, die Lage ernsthaft zu studieren und Vorschläge zu machen — wenn auch diese immer und immer wieder verworfen würden, bis endlich ein Boden gefunden würde, auf welchem Verhandlungen begonnen werden könnten — so gäbe es keine kriegführende Nation, die nicht mit Freuden einen solchen Dienst annehmen würde. Das kam uns überall übereinstimmend entgegen.

Wir legten jeder Behörde unsere Beschlüsse vor, aber wir redeten in der Hauptsache über die Möglichkeit, Unterhandlungen an die Stelle militärischer Operationen zu setzen. Nun kann ein Minister Ihnen ja leicht sagen: „Dies Land wird niemals auf Unterhandlungen eingehen; wir werden den Feind Zoll um Zoll aus dem Lande hinausdrängen" — aber er kann es viel weniger gut zu zwei, drei oder vier Frauen sagen, die vor ihm sitzen und ihn fragen: „Wenn Ihnen ein Vorschlag vorgelegt würde, der Ihnen annehmbar erschiene, wenn Ihnen etwas vorgelegt würde, das den Anfang einer Unterhandlung zwischen Ihnen und dem Feinde bedeuten könnte, würden Sie einen solchen Vorschlag zurückweisen? Würden Sie sich berechtigt fühlen, noch weiter die jungen Leute ihres Landes zu opfern, um durch Blutvergießen zu erreichen, was Sie durch Verhandlungen erreichen könnten? Ist nicht dies zu verhindern der Zweck der auswärtigen Ministerien?" Kein Minister wird Ihnen natürlich zugeben, daß er das wolle, kein Minister würde sich natürlich zu einer solchen Politik bekennen wollen. Das fanden wir überall.

Noch etwas fiel uns in allen Ländern auf, die wir besuchten: Obgleich alle im gegenwärtigen Augenblick so ungeheuer einig sind,

obgleich bei dem gemeinsam kämpfenden Volk von irgend einer Spaltung nichts zu sehen oder zu hören ist, waren doch zwei Geistesrichtungen in jedem Lande zu erkennen. Die eine findet ihren Ausdruck in der Militärpartei, welche glaubt, daß die Frage nur auf militärischer Grundlage gelöst werden könne; die andere — eine Zivilpartei — lehnt diesen gesteigerten Militarismus ab; sie sagt, daß je länger der Krieg andaure, die Militärpartei sich um so mehr in der Pressezensur und an anderen Orten einniste; daß, je länger der Krieg währe, die Militärgewalt immer mehr die Dämme des Zivillebens und der Zivilregierung niederreiße, und daß es darum dem Zivilleben und seinen Rechten umso schwerer fallen werde, sich gegenüber den Rechten und der Macht des Militärs durchzusetzen. Je krampfhafter die Völker sich an ihre Armee anklammern, umso unbedingter ist die Gewalt und der Glanz der Armee. Die Leute, welche inmitten dieser patriotischen Begeisterung, mitten in diesem Kultus der Armee, den nichtmilitärischen Standpunkt einnehmen, erkennen das und sehnen sich nach einer anderen Form der Beilegung, nach einer anderen Form, dieser furchtbaren und verworrenen Lage Herr zu werden, und ihre Sehnsucht wächst von Monat zu Monat.

Wenn man so von einem Lande zum anderen geht, kann man sich selbst und den anderen nur das Eine sagen: „Warum nicht jetzt schon mit den Unterhandlungen beginnen, bevor sich der militärische Geist noch tiefer eingewurzelt hat? Denn einmal muß der Krieg doch durch Unterhandlungen beendet werden — der Himmel weiß, wann — aber einmal müssen die Menschen aufhören zu kämpfen und müssen zu ihren gewöhnlichen Lebensbedingungen zurückkehren. Warum denn nicht jetzt beginnen, solange Ihr noch die Kraft habt, die Regierenden bei ihren eignen Aussagen zu behaften, sie an ihre eigentlichen Aufgaben zu erinnern und ihnen nicht zu erlauben, das Schicksal der Nationen zu beherrschen und zu regeln?"

Nun bin ich mir wohl bewußt, daß wir in jedem Lande, nur die friedliebenden Leute und nicht solche von der Militärpartei sprachen. Es gab sich ganz von selbst, daß wir überall nur die Friedensfreunde — wenn man sie so nennen will — antrafen, obgleich sie wohl kaum unter diesem Namen bekannt sind. Aber weil wir sie zu Dutzenden trafen, möchte ich doch annehmen, daß es deren in jedem Lande noch viele gibt, die ganz so vaterlandstreu sind wie die Leute von der Militärpartei, denen die Entwicklung und die Ausbreitung ihrer Ideale und ihres Kulturniveaus ganz so am Herzen liegt, die aber aus tiefster Seele daran glauben, daß die Kriegsbotschaft eine falsche Botschaft ist und letzten Endes nicht diese ihrem Herzen so teuren Güter zu sichern vermag.

Nun ist das etwas, auf dem man weiterbauen kann. Wenn der Friede kommt, muß er durch diese Menschen kommen, die sich auf Menschen von gleicher Art und gleicher Gesinnung in anderen Ländern berufen können. Heutzutage haben sie noch keine Verbindung mit-

einander. Sie sagen, daß unter der Preßzensur niemand wissen kann, wie viele ihrer sind, die ebenso fühlen und glauben. Es mögen Gesinnungsgenossen nahe beieinander, in der nächsten Straße, in der nächsten Stadt wohnen, ohne von einander zu wissen. Sie können nicht zusammenkommen. In unseren modernen Städten mit ihren riesigen Anhäufungen von Menschen verkehren wir größtenteils durch die Presse miteinander. Wir können die öffentliche Meinung auf keinem anderen Wege erfahren. So armselig diese Methode ist, scheint sie bis jetzt doch die einzige zu sein, die wir herausgefunden haben. Und in den kriegführenden Ländern gelangt nichts in die Presse, als was die Militärzensur erlaubt.

Darum geschah es uns auch immer wieder, daß uns die Leute in Bezug auf die Presse beauftragten: „Sagen Sie doch dem So und So ein Wort darüber, daß er die Zensur weniger streng handhaben möchte", und wir mußten dann sagen: „Nein, wir können nur über die eine Sache reden. Wir können keine Aufträge der Bürger an ihre Regierungen vermitteln." Aber immer wieder wurde dies Ansinnen an uns gestellt. Wenn wir von einem Land zum andern kamen, pflegte man uns zu fragen: „Sagen das die Leute dort auch? — Das ist gerade, was wir hier sagen!" Aber sie kennen sich nicht von einem Lande zum anderen. Und die Einzelnen im selben Lande können sich nicht finden.

Noch etwas Uebereinstimmendes fanden wir in den kriegführenden Nationen. Im Allgemeinen gesagt hörten wir überall, daß dieser Krieg der Krieg der Alten sei; daß die jungen Männer, die sterben, die jungen Männer, welche kämpfen, nicht diejenigen seien, welche den Krieg gewollt hätten, und nicht diejenigen seien, die an den Krieg glaubten; daß in Kirche und Staat, in den hohen Gesellschaftskreisen, sich die ältlichen Leute irgendwie eingenistet und sich eingeredet hätten, daß dieser Krieg ein gerechter sei, daß er ausgefochten werden müsse, und daß die jungen Leute ihn kämpfen müßten.

Nun ist das eine furchtbare Anklage, und ich gebe zu, daß ich sie nicht beweisen kann. Ich kann Ihnen dies nur als Eindruck wiedergeben, aber ich möchte Ihnen als Zeugnis dafür einige Einzelheiten vor Augen rücken.

Als ich anfing zu sprechen, gedachte ich das Wort Deutschland oder das Wort Verbündete nicht zu brauchen; aber wenn ich ein Beispiel aus Deutschland und eines von der Seite der Verbündeten bringe, werde ich vielleicht nicht in Schwierigkeiten geraten.

Wir trafen in der Schweiz einen jungen Menschen. Er war drei Monate im Schützengraben gewesen, war verwundet und in die Schweiz zur Erholung geschickt worden. Es hatte sich Tuberkulose entwickelt, und der Arzt, der bei uns war, glaubte, daß er kaum noch drei Monate zu leben habe. Er aber meinte, daß er in der Heilung begriffen sei, und er wünschte sich die Seele freizureden, bevor er in den Schützengraben zurückkehre. Er war, was man so einen

seinen jungen Menschen nennt, aber er war kein Ausnahmemensch. Er hatte Gymnasialerziehung genossen, war im Geschäfte seines Vaters gewesen, war in Südafrika, Frankreich, England und Holland dafür gereist. Er hatte die Menschen als „Menschen“ kennen gelernt und hatte in jedem Lande gute Menschen gefunden. Und nun lag er da, achtundzwanzigjährig, den Tod vor Augen; denn er war ganz davon überzeugt, daß, wenn er zur Front zurückmüsse, ihn der Tod dort erwarte. Der sagte nun folgendes: In den drei und ein halb Monaten, während er draußen war, habe er nicht ein Mal sein Gewehr so abgefeuert, daß er einen Menschen damit treffen konnte. Er sagte, nichts in der Welt könne ihn dazu zwingen, einen Menschen zu töten. Man könne ihn in den Schützengraben schicken, man könne ihm bestimmte Bewegungen vorschreiben, aber der letzte Entscheid liege in seiner Hand und in seinem Gewissen. Und er sagte: „Mein Bruder ist Offizier (er gab dessen Namen und Rang an, er verbarg nichts, er war dem Tode zu nahe, um etwas verhüllen zu wollen). Er schießt nie auf jemanden, er schießt nie so, daß es trifft, und ich kenne Dutzende und Dutzende von jungen Menschen, die ebenso handeln.“

Die Leiterin eines deutschen Spitals gab uns ein Verzeichnis von fünf jungen Deutschen, die, als sie wieder hergestellt waren und wieder in die Schützengräben hinausgesandt werden sollten, Selbstmord begingen; nicht, weil sie Angst hatten, getötet zu werden, sondern weil sie fürchteten in die Lage zu kommen, andere töten zu müssen.

Wir hörten Aehnliches in Frankreich. Wir sprachen mit Krankenschwestern in den Spitälern, wir sprachen mit Soldaten im Lazarett. Wir sprachen mit Müttern von Soldaten, die auf Urlaub daheim gewesen und wieder in die Schützengräben zurückgegangen waren, und in allen Ländern erfuhren wir, daß überraschend viel junge und alte Männer keinen tötlichen Schuß abgeben wollen, weil sie überzeugt sind, daß niemand ein Recht hat, ihnen dies zu befehlen.

Um nun alle Gerechtigkeit walten zu lassen, werde ich jetzt den Beweis aus England anführen. Ich gebe Ihnen einen Brief wieder, der im „Cambridge Magazine“ veröffentlicht und von einem jungen Mann an der Front geschrieben war. Es sind fast keine jungen Leute mehr an den Universitäten. Die große Mehrzahl ist im Krieg. — Der junge Mann schrieb:

„Das Schlimmste an diesem Kriege ist, daß er bei den Alten alle Hemmungen aufgehoben und sie auf die Welt losgelassen hat. Die Herren Redaktoren, die Majore a. D., die Amazonen und last, aber, — ich fürchte, nicht least, die ehrwürdige Geistlichkeit, haben nie so wenig Widerspruch erfahren. Gerade als die jüngere Generation anfing, Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen, und hoffte, dem Einfluß der älteren Generation entgegen-

wirken zu können, hat dieser Krieg uns zum Schweigen gebracht, dauernd oder zeitweilig, wie das Schicksal es will. Unterdessen sind die alten Herren die Helden des Tages. In unsrem Namen, und, wie sie sich pathetisch einbilden, um unseretwillen, scheinen sie sich bis zum äußersten anzustrengen, um durch ihre Aufforderung zum Haß, zur Unduldsamkeit und Rache eben die Sinnlosigkeiten ins Unendliche fortzusetzen, welche das gegenwärtige Unheil heraufbeschworen haben."

Ich werde nicht viele Einzelheiten anführen, die ich gehört habe, da nach meiner Meinung schon zu viel gesagt ist; aber die Mütter sagten oft zu uns: „Es war so schwer, den Jungen ziehen zu lassen, weil er nicht an den Krieg glaubt; er gehört nicht mehr zu einer Generation, die vom Kriege groß denkt."

Einer der führenden Männer Europas sagte: „Wenn dieser Krieg hätte um zehn Jahre, oder sagen wir, um vorsichtig zu sein, um zwanzig Jahre hinausgeschoben werden können, dann wäre er in Europa durch die stürmische Auflehnung in den Schulen und Universitäten überhaupt unmöglich geworden."

Gewiß ist das eine einseitige Ansicht. Gewiß gibt es Tausende von jungen Männern in den Schützengräben, die überzeugt sind, die höchste Pflicht zu erfüllen. Ich bin sicher, daß die meisten, oder wenigstens viele von der Gerechtigkeit ihrer Sache durchdrungen sind; aber daß auch überall jene anderen zu finden sind, die dem Höchsten, was sie kennen, Gewalt antun müssen.

Es schien mir bisweilen, als ob der Gegensatz zwischen der alten und neuen Generation etwas sei, das in jedem Lande dunkel empfunden werde; als ob die Aelteren sich mehr in Abstraktionen verlieren, daß, wenn sie von Patriotismus reden, wenn sie gewisse theologische oder nationalistische Ausdrücke brauchen, dies für sie mehr Bedeutung habe, als für die Jungen; es schien mir als ob die Jungen dazu gekommen wären, das Leben mehr vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus zu erfassen; daß sie pragmatischer sind (so würde ich in Boston sagen, ich weiß nicht, ob es auch in New York angebracht ist) — daß sie das Leben empirischer auffassen; als sie nach den Schützengräben auszogen und dies Leben auskosteten, kamen sie zu der Erkenntnis, daß es sich nicht der Mühe lohne, daß sie so ihr Leben nicht zu verwenden wünschten. Ich traf einen alten Quäker in England, der mir erzählte: „Meine Söhne kämpfen nicht, sie zerstören Minen." Die Quäker wissen klug zu unterscheiden zwischen dem, was für sie paßt, und was nicht für sie paßt. Dieser Quäker erklärte mir, daß seine Söhne wohl Minen zerstören, aber keine legen wollten. Sie greifen überall, wo sie es verantworten können, mit an. „Es überrascht mich", fuhr der Quäker fort, „weil sie nie zu den Quäkerversammlungen kamen, aber nun liegt ihnen viel daran, ihren Grundsätzen treu zu sein." Nun finde ich das sehr bezeichnend: darin scheint mir wieder der

Unterschied zwischen der alten und der neuen Generation zu liegen. Dies mag ein oberflächlicher Eindruck sein, aber die gleichen Eindrücke hatten wir in jedem einzelnen Lande.

Lassen Sie mich noch ein Wort über die Frauen in den verschiedenen Ländern sagen. Die Meinung, daß eine Frau gegen den Krieg sein müsse, einfach und allein weil sie eine Frau und nicht ein Mann ist, läßt sich natürlich nicht halten. In jedem Lande gibt es viele, viele Frauen, welche den Krieg für unvermeidlich und gerecht halten, welche glauben, daß ihre Söhne mit dem Eintritt in das Heer den denkbar höchsten Dienst leisten; gerade so, wie es in jedem Lande tausende von Männern gibt, die das glauben. Unzweifelhaft denkt die Mehrzahl der Frauen und Männer so.

Aber bei den Frauen ist dieser Gedanke doch mit Schmerz verbunden. Denken wir uns einen Künstler; einen Künstler, der bei der Artillerie steht, und stellen wir uns vor, daß er auf ein Kunstwerk, sagen wir St. Marcus in Venedig oder den Dom von Florenz, oder irgend ein anderes wundervolles Bauwerk feuern müsse. Ich bin gewiß, er würde doch etwas mehr Bedenken dabei empfinden, als ein Mann, der niemals etwas Schönes geschaffen hat und seinen Wert nicht kennt. Mit dem gleichen Gefühl sehen gewiß die Frauen jene Soldaten sterben, welche sie zur Welt gebracht und bis zum kampffähigen Alter großgezogen hatten. Dieser seltsame Zwiespalt kommt immer und immer wieder zum Vorschein, sogar bei den Frauen, die noch so patriotisch sind und sagen: „Ich habe fünf Söhne und einen Schwiegersohn in den Schützengräben. Ich wollte ich hätte noch mehr Söhne zu opfern.“ Sogar diese Frauen verraten, wenn sie sich einmal gehen lassen, eine gewisse Auflehnung, eine gewisse Klage gegen die ganzen Zustände.

Was tun nun diese Frauen in den Lazaretten? Sie pflegen die Männer wieder gesund und senden sie zurück zu den Schützengräben, und die Soldaten sagen ihnen: „Ihr seid so freundlich zu uns, wenn wir verwundet sind, Ihr tut Euer Möglichstes, um uns das Leben zu erleichtern und uns wieder herzustellen; warum habt ihr nicht auch ein wenig Mitleid mit uns, wenn wir in den Schützengräben sind? Warum verwendet Ihr nicht einen kleinen Teil dieser Anstrengungen und dieser Güte darauf, zu versuchen, uns aus diesen elenden Höhlen herauszubringen?“

Das wurde uns nicht nur von den Pflegerinnen eines einzelnen Landes, sondern von allen Seiten bezeugt.

Und es scheint ganz deutlich zu zeigen, daß, mögen wir es zugeben oder nicht, in Europa eine Generation aufgewachsen ist — wie sie zweifellos auch in Amerika aufgewachsen ist — welche sich gegen den Krieg auflehnt. Er ist ein Gott, den sie nicht anerkennen und dem sie nicht dienen wollen: denn all ihr Empfinden, ihre ganze Erziehung zu den höchsten Idealen bäumt sich gegen diese Zustände auf.

Nun scheint es mir im allgemeinen möglich zu sein, daß sich ein Kreis von Leuten zusammenfinden könnte, welche aus ihrer eigenen Erfahrung heraus international denken. Man weiß ja, daß das Recht die am wenigsten internationale Sache ist, die wir haben. Wir haben eine internationale Gemeinde der Wissenschaft; ein Mensch benutzt die Kenntnisse der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, ohne zu fragen, ob sie von Engländern oder Deutschen gesammelt wurden. Wir haben ein internationales Postwesen, einen mächtigen internationalen Handel und eine mächtige internationale Finanz; Internationalismus auf allen Gebieten. Aber das Recht hinkt hinterher, und wird vielleicht noch lange hinterher hinken; gerade so wie sich viele unserer am meisten eingewurzelten Sitten niemals im Gesetz verkörpert haben.

Wenn Menschen zusammenkommen könnten, welche internationale Erfahrungen besitzen, die sie schon so lang und so unbewußt haben, daß sie nicht nur in internationalen Begriffen, sondern auch in den Tatsachen der Generation leben, in der sie ihrem Geschäft, ihrer Arbeit oder einem der Dinge nachgegangen sind, die so außerordentlich international geworden sind — wenn sie zusammengebracht werden könnten, so könnte man sie veranlassen, ihre Geisteskräfte anzuspannen, nicht um das eine oder andere Land, sondern um das menschliche Leben und die menschliche Erfahrung, wie sie in den letzten zehn Jahren in Europa lebendig waren, zu vertreten.

Wenn Menschen dieser Art, mit solcher Lebenserfahrung und solchem Verständnis, versuchten, den kriegführenden Staaten Vorschläge zu machen; Menschen, welche nicht die Ansprüche einer bestimmten Regierung gegen die Forderungen einer anderen vertreten, sondern die ganze Lage von einem menschlichen Standpunkt beurteilen würden, ich bin sicher — wenigstens nach meinen Gesprächen mit Dutzenden von Männern in allen Ländern — daß diese Art der Unterhandlungen angenommen würde. Und das scheint doch keine Unmöglichkeit zu sein.

Vielleicht der schrecklichste Eindruck, den man empfängt, ist, daß in den verschiedenen Ländern die zur Fortsetzung des Krieges notwendige Stimmung durch die Dinge erzeugt und genährt wird, welche sich im Kriege selbst ereignen. „Deutschland hat dies getan, die Verbündeten jenes, jemand versucht dieses, der andere das zu tun, und wir vereitelten es durch dies und jenes." Nun denke ich, daß jede Mutter, die zwei Kinder streiten sieht — nicht aus irgend einem Grunde, den sie angeben können, sondern weil „er dieses tat" und „ich jenes tat und er mir darum das antat" — daß solch eine Frau sagen würde: „So kann das nicht weiter gehen, es führt zu nichts anderem, als zu fortwährendem Zank und Streit."

Und ebenso ist es bei größeren Menschengruppen. Wir alle kennen die Streike, die wochenlang weitergingen, bei denen die ursprüngliche Ursache ganz aus den Augen verloren worden war. Ich glaube, daß etwas in dieser Art auch jetzt in Europa vor sich geht.

Sie kämpfen weiter, um der Dinge willen, die im Kriege getan werden. Das aber ist gewiß ein merkwürdiger Grund, einen Krieg fortzusetzen.

Und was mir und vielen von uns am nötigsten erscheint, ist ein Erwachen der Menschlichkeit. Die Menschlichkeit in den Schützengräben würde diese überbrücken, die menschlich fühlenden Leute in den verschiedenen Ländern würden den Krieg nicht länger unterstützen, und die auswärtigen Aemter würden zu ihren eigentlichen Aufgaben — zu den diplomatischen Verhandlungen statt der militärischen Aktionen — zurückkehren, wenn das Menschliche im Menschen erlöst werden könnte, statt daß man die Gemüter stets auf dem Siedepunkt erhält durch Aufzählen der Grausamkeiten, die hier und dort und überall begangen worden seien. Ich weiß nicht, wie das zustande gebracht werden könnte, und ich gebe zu, daß es eine recht einfache Auffassung einer sehr ernsten und verwickelten Sachlage ist. Aber wenn man so herumkommt und überall dieselbe Sorge sieht, denselben Verlust an Menschenleben, wenn man erlebt, daß man mit keiner Frau reden kann — sei es auch über Dinge, die dem Kriege noch so fern liegen — ohne daß man einen tiefen Zwiespalt in ihr wahrnimmt, daß, währenddem sie äußerlich tapfer erscheint und ihren gewohnten Geschäften nachgeht, weil sie damit ihrem Lande zu dienen vermeint, ihr Herz doch mit Trauer erfüllt ist — dann kommt es einem zum Bewußtsein, daß sich zuletzt doch die menschliche Natur aufbäumen muß. Die fanatische Begeisterung, die in jedem Lande so groß und so schön ist, kann nicht andauern. Die Woge muß wieder zurückfluten. Sie kann sich nicht ins Unendliche in der Höhe halten. Dann werden die Menschen die fürchterlichen Dinge gewahren, die geschehen sind; dann werden sie ernst und still die Verluste an Menschenleben zählen und die Schulden berechnen, die sie für kommende Jahre auf sich geladen haben.

Ich könnte noch von vielem erzählen, das wir gesehen haben. Der Papst gab uns eine halbstündige Audienz. Die Männer, die religiöse Verantwortlichkeit tragen, empfinden schwer, was sich in Europa ereignet: während die verschiedenen Länder im Krieg einen Rückgang der Zivilisation erblicken, sehen die Kirchen ihn als Rückschritt in der Religion an, weil er Feindseligkeit erzeugt und das Werk von Jahren zerreißt und zerstört. Und doch sind wir alle scheinbar machtlos, das Eine zu tun, das ihn beendigen könnte. Wir sprachen nicht über die Friedensbedingungen bei unseren Unterredungen; das hätte die Sache nur verwirrt. Wir sagten nur: „Warum nicht darüber nachdenken, was getan werden könnte, um

in irgend einer Form sich zusammenzufinden? Wie entdecken, was getan werden könnte, um die Entscheidungen auf andere Art herbeizuführen, als durch militärische Aktionen?" Soweit konnten wir ohne Mißverständnis und ohne Anstoß zu erregen gehen und auf diesem Boden begegnete man uns mit der größten Höflichkeit — in meinen Augen war es sogar mehr als Höflichkeit. Es wurde — wie ein Engländer sich ausdrückte — wie ein frischer Luftzug aufgenommen, daß nun einmal jemand komme, um von etwas zu reden, das nicht Krieg sei. Wir kamen in das Zimmer eines der Premierminister Europas, eines großen, grauhaarigen Gewaltigen. Wir brachten ihm unser Anliegen vor und er sagte nichts. Ich besaß nie sehr viel Selbstvertrauen, ich bin nie so unbedingt sicher, das Richtige zu treffen — darum sagte ich zu ihm:

„Es mag Ihnen ja sehr närrisch vorkommen, daß Frauen in dieser Mission umherziehen; aber schließlich ist die Welt so seltsam in dieser neuen Kriegslage, daß unsere Mission vielleicht nicht seltsamer und närrischer ist, als alles übrige."

Da schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Närrisch?" sagte er, „durchaus nicht. Dies sind die ersten vernünftigen Worte, die seit zehn Monaten in diesem Zimmer gesprochen worden sind."

Er fuhr fort: „Diese Türe öffnet sich von Zeit zu Zeit, und die Leute kommen und sagen: Herr Minister, wir müssen mehr Soldaten haben, wir müssen mehr Munition haben, wir müssen mehr Geld haben. Wir können diesen Krieg nicht fortsetzen ohne mehr von diesem und jenem zu haben. Und nun öffnet sich die Tür und es kommen Zwei und sagen: Herr Minister, warum nicht durch Verhandlungen statt durch Krieg die Sache zu Ende bringen? — Das sind die wirklich vernünftigen Leute."

Andere sagten uns natürlich, er sei ein alter Mann, dieser Premierminister und er habe nicht viel Einfluß. Er war immerhin ein Vertreter der Regierung und das waren seine Worte. Und wir hörten andere Aussprüche gleicher Art von allerlei Menschen mit oder ohne öffentliche Würden. Sie gehörten zu den kriegführenden Völkern und können sich nicht frei aussprechen.

Noch etwas möchte ich sagen und damit schließen: daß man nämlich das Gerede gegen den Militarismus und den Glauben, daß er durch einen Gegenmilitarismus vernichtet werden könne, als die größte Täuschung empfindet, die sich des menschlichen Geistes bemächtigen kann. England spricht gern und scharf gegen das, was es Militarismus nennt, aber wenn England die allgemeine Wehrpflicht einführt, dann wird, wenigstens für den Augenblick, der Militarismus, den es zu bekämpfen glaubt, Großbritanien selbst erobert haben, Großbritanien, das so stolz darauf war, ein frei angeworbenes und nicht auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhendes Heer zu haben. Und wenn die jungen Männer Frankreichs, die ihr Leben in der fruchtlosen Anstrengung aufs

Spiel setzen, die Gegner aus den Schützengräben zu treiben, überzeugt sind, daß Frankreich sich rüsten müsse, wie nie zuvor, und daß es sich in ein Militärlager verwandeln müsse, wie sie mit Vorliebe sagen — dann hat natürlich der militaristische Gedanke Frankreich erobert.

Die alte Anschauung, daß man einem Menschen einen Glauben mit der Gewalt der Bajonette beibringen könne, ist wieder in Kraft. Es ist ebenso unsinnig zu denken, daß, wenn der Militarismus eine Idee oder ein Ideal ist, er durch einen Gegenmilitarismus oder durch einen Bajonettangriff umzuwandeln oder zu vernichten sei. Und die jungen Leute in den verschiedenen Ländern sagen von eben diesen Bajonettangriffen: „Das ist das, woran wir nicht denken mögen." Wir hörten in allen Ländern ähnliche Angaben über die Notwendigkeit der Anwendung von Alkohol als Betäubungsmittel vor einem Bajonettangriff; — daß sie in Deutschland eine bestimmte Vorschrift darüber haben, daß sie in England Rum, in Frankreich Absinth geben — daß sie sie überall in einen „Dusel" versetzen müssen, um den Bajonettangriff möglich zu machen. Gibt das nicht zu denken?

Niemand weiß, wer für den Krieg verantwortlich zu machen ist; alle kriegführenden Nationen sind verantwortlich und klagen einander an. Aber zuletzt muß die Menschlichkeit doch wieder zur Geltung kommen. Die alten Elemente menschlichen Verstehens und menschlicher Güte müssen wieder in den Vordergrund treten, und dann könnte es wohl sein, daß man den Neutralen Vorwürfe machte und sagte: „Was war mit Euch, daß Ihr Euch still verhieltet, während diese entsetzlichen Dinge geschahen, und unsere Leute für einen Augenblick die Besinnung verloren hatten in diesem Fanatismus nationalen Empfindens?" Und man hätte ein Recht zu sagen: „Ihr waret weit genug entfernt, um nicht hineingezogen zu werden, und doch habt ihr gezögert, bis wir die Blüte der europäischen Jugend verloren haben?"

———